DASPRINZIPDERSPARSAMSTENERKLÄRUNG
ODER:UMLAND
ZEITSCHRIFTFÜRLITERATUR
UNDESSAYISTIK

FAILURE NOTES:

„Angst Welt Leben”
E.K.

„Ich hatte das Attentat überlebt. Aber morgen war ja auch noch ein Tag.”
F.B.

„Umspannt von einem Hemd, gehalten von Hosenträgern, braun vom Dreck und gekauft in einem der Läden, die nun Asche sind.”
P.P.

„Finger über Kreuz. No Hipstergelaber: einer Autofahrerin Geißelung wegen Widerstand gegen das Fahrverbot wird ausgesetzt.”
M.M.

JUNO MEINECKE // ***METRONOM***
.....SEITE 6

CHRISTOPH LUTHER // ***ANNE ODER OSTBAHNHOFFNUNG***
.....SEITE 12

WOLFGANG VOGEL // ***DREI AUF EINEN STREICH*** (FOTOTEXT)
.....SEITE 18

IGNAZ FEUERLICHT // ***PAPER PLANES***
.....SEITE 21

PHILIP PFALLER // ***HEUTE RIESEN*** (FORTSETZUNGSGESCHICHTE)
.....SEITE 24

AYRAN BACH // ***HAVELLAND***
.....SEITE 28

MARTIN HÖPPL // ***IM SÜDEN*** (FORTSETZUNGSGESCHICHTE)
.....SEITE 34

//

JOVANA REISINGER // ***ZEITANNAHME***
....SEITE 40

MARKUS MICHALEK // ***DIE ZEIT DES LESENS***
PROSAFRAGMENT IN VIER TEILEN
....SEITE 43

IMPRESSUM
....SEITE 52

Auf der Stromleitung, die sich über unseren Köpfen über die Straße spannt und sich anschließend zwischen kreuz und quer stehenden Häuserdächern verirrt, sitzen unzählige Tauben. Wie aufgefädelt. Asymmetrische Perlen.
Gerade hat Karlotta noch mit zusammengekniffenen Augen einen Stapel BILD-Zeitungen aus dem Kasten genommen und direkt daneben ordentlich auf dem Asphalt platziert, jetzt quietscht sie und zeigt in Richtung der Tauben und angelt in meiner Manteltasche nach der Fotokamera. Als sie abdrückt und der Blitz für den Bruchteil einer Sekunde den grauen Morgendunst durchbricht, verlassen die Vögel schlagartig und unter lautem Flügelschlagen die Leitung. Wir drängen uns aneinander um auf dem kleinen Display etwas zu erkennen und Karlotta sagt: „Scheiße. Verwischt.“
Zuhause kocht Karlotta Nudeln. Verrührt sie mit Ketchup, Remouladensauce und Currypulver. Dann kippt sie rückwärts ins Schuhregal und bleibt lachend liegen. Ich massiere ihre Ferse in der Wollsocke, wieder ertönt durch die Zimmerdecke dumpf das Tuten einer Blockflöte. Die diffuse schwermütige Melodie schürft mich auf. Im Küchenregal wachsen hübsche kleine Schimmellandschaften auf Erdbeeren und expandieren langsam zur Gurke hin und ich kratze ein bisschen Gips von der Wand, während Karlotta mit letzter Kraft „Mit Uni wird’s wohl heute nichts!“ in die Öffnung eines Turnschuhs grölt.

Wir hatten an unserem Tisch gesessen. Es war fast ganz dunkel, nur die kleine Neonröhre über der Spüle warf zitterndes Licht über unsere Gesichter. Ich versuchte, meine Zehenzwischenräume zu säubern und Karlotta betrachtete den abblätternden Lack ihrer hellroten Fingernägel. Vor den Mond hatte sich eine grau marmorierte Wolke geschoben, es war so unendlich dunkel draußen und Karlotta trank ihr Senfglas mit dem Wodka in einem Zug leer und sagte: „Hannah, lass mal aufbrechen.“
Auf dem Weg durch die Unterführung am Schlachthof beobachtete ich unseren Atem, wie er über unseren Köpfen verpuffte. Ich sah Karlotta von der Seite an, die Schultern hochgezogen, den Blick fest nach vorn gerichtet, die spitze Nase. „Hoffst du, dass er da ist?“, traute ich mich schließlich zu fragen. Und Karlotta schnaubte: „Nee.“

//

Viel zu entschlossen. Ich sah sie weiter an und da drehte sie mir endlich den Kopf zu, lächelte und wiederholte sanfter: „Nee, echt nicht“, und legte ein paar Schritte lang den Kopf in den Nacken, ich folgte ihrem Blick, aber da war nur Himmel. Nur Himmel. Und ich glaubte ihr nicht. Und weil ich sie hatte ausweichen lassen, fing ich eben von mir an, von Luis.

Was unterscheidet so eine Disconacht von so einer Disconacht?
Meine Laune entscheidet sich immer in den ersten paar Minuten nach Betreten des Clubs. Mein Blick fliegt wie eine aufgescheuchte Taube durch den Raum, während ich Karlotta zur Bar folge. Systematisches Absuchen. Mein Herz schlägt mir bis in den Hals. DJ-Pult. Tanzfläche. Die Sitzgruppen an der Wand.
Linke Seite der Bar. Nein. Rechte Seite der Bar. Nein. Er war nicht da. Luis traf ich hier fast immer an, er war fest im Ambiente installiert, so wie die orangen 70er-Kugellampen an der Decke und die ausrangierten samtroten Bordellsofas. Die Anspannung fiel von meinem Gesicht und gleichzeitig breitete sich in mir so ein leeres Gefühl aus. Ich hätte auch gleich wieder gehen können. „Grasovska Apfel“ sagte ich in Richtung Bar, der Barkeeper hatte einen lustigen Clownshut auf. Das machte mich so müde.
Karlotta im Augenwinkel. Mich machte der Gedanke fertig, dass hier zwei Freundinnen saßen, die sich seitdem sie acht waren kannten und sich einander nicht reichten. Statt sich miteinander zu amüsieren, unruhig auf jemanden warteten. Jemanden, der nicht mal wegen ihnen kam. Falls er denn kam.
Karlotta zupfte in ihrem Dutt herum, wir sahen über die Tanzfläche, auf der sich ein paar zu junge Leute in zu bunten Klamotten verausgabten. „Wird auch immer jünger hier“, sagte Karlotta, und ich nickte, obwohl ich den Spruch schon hundert Mal gehört hatte und immer blöd fand. Wie wichtig war uns die Anerkennung der Älteren denn bitte immer gewesen? Karlotta kaute an ihrem Strohhalm herum und war vollkommen abwesend. Manchmal lachte sie mich strahlend an, so völlig ohne Grund, wir sprachen ja gar nicht, um dann wieder woanders hinzusehen.

//

Und dann sah ich den Grund. Simon lehnte hinten an der Bar, mit einem Mädchen, sah in unsere Richtung und fuhr sich eitel durch die Tolle. „Ach so“, stieß ich Karlotta an. Und Karlotta drehte sich betont langsam mir zu und sagte so verträumt, dass ich am liebsten gegangen wäre: „Hmm? Waaas?“ Ich dann so: „Egal.“ Und sie kindlich: „Was denn?“

Irgendwann kam er dann tatsächlich vorbei, er küsste Karlotta charmant auf die Wange, zupfte an ihrem Ohrläppchen. Karlotta war eine einzige Verlegenheit, wand sich auf ihrem Hocker, und kratzte sich im Nacken. Ich wusste, dass es sie nicht juckte.

Sie sagte etwas in sein Ohr, er verstand es nicht, stellte ihr noch einmal sein Ohr zur Verfügung und guckte dabei durch die Gegend. Als sich unsere Blicke trafen, grinste er mich an. Dann verwuschelte er ihr Haar und verschwand in der Menge.

Karlotta ist für ihn wie eine Bushaltestelle, die vom Fenster aus ganz nett aussieht, an der er aber niemals aussteigen würde.

Karlotta hob betont gut gelaunt ihr Glas und wir stießen an „Auf heute Abend!“, meinte sie und ich nickte mal wieder. Mein Nicken war eine einzige Zumutung.

Ich ging auf die Toilette, stand lange vor dem Spiegel und versuchte mich wie eine Fremde zu betrachten, versuchte zu erkennen, welche Form der Schönheit ich erfüllte, dann trat eine wangenknochige, schlüsselbeinige Kokstussi mit schwarz gefärbtem Kleopatrakopf neben mich, fuhr ihren Lidstrich mit einem grünen an Autolack erinnernden Eyeliner nach.

Sie hielt inne, ich bemerkte im Spiegel, dass sich meine rechte Augenbraue gehoben hatte. Ich hatte gar nicht gewusst, dass ich das konnte.

Als ich zurückkehrte, erkannte ich ihn schon von weitem. An dem hellbraunen Lockenschopf. An der linkischen Haltung. Daran, wie er umständlich die Plattentasche auf den Boden stellte. Luis.

Im Sommer hatte ich Luis einmal mit dem Auto vom Auflegen abgeholt. Wir hatten uns ein paar Tage zuvor in den frühen Morgenstunden kennen gelernt, als wir beide versuchten, den Weg von einem Rave im hintersten Teil des Englischen Gartens zur U-Bahn zu finden, und uns gemeinsam noch mehr verirrt, als wir es bis dahin ohnehin schon getan hatten. Schließlich hatten wir kapituliert und auf die Sonne gewartet, hatten sehr viel gelacht, ohne dass irgendetwas besonders lustig gewesen wäre. Ich hatte ihm in die Augen gesehen und gewusst, dass es nichts Besseres gab, als hier neben diesem Mann zu sitzen, auf der feuchten Erde, mit dem Wind, der über unseren Köpfen in den Baumwipfeln rauschte.
Ein paar Tage danach hatte ich meinen Mut zusammengenommen und ihn angerufen. Es war elf Uhr abends, im Hintergrund dröhnte Musik. Luis sagte, er müsse bis sechs auflegen, aber danach könne man sich ja treffen.
Also stand ich im Auto vor dem Club, sah im Rückspiegel, wie sich ein betrunkenes Pärchen an mein Auto lehnte, und schämte mich auf einmal. Ich war fast ausgeschlafen, hatte mich vorbereitet auf das Wiedersehen, für ihn war es bequem, denn da stand ja einfach ein Auto mit einem Mädchen drin und alles, was er noch tun musste, war die Tür zu öffnen und einzusteigen.
Die Sonne ging langsam über den Häuserdächern auf und ihre Strahlen verfingen sich in der Musterung aus Staub und getrocknetem Schmutzwasser auf der Fensterscheibe.
Ich schob eine Kassette rein, Sparklehorse, Sunshine, und wir grinsten uns so lange an, dass ich fast vergaß, auf den Straßenverlauf zu achten.
Bevor ich losgefahren war, war mir vor Aufregung fast schlecht geworden, ich hatte mir vorgestellt, wie wir über Wurzeln unter grünen Blätterdächern stolpern würden. Wie er mir erzählen würde, warum er so ist, wie er ist. Seine Eltern, seine Kindheit, seine Ängste. Träume. Alpträume. Wie wir uns einander zeigen würden.
Aber nachdem wir ein paar Runden miteinander gelacht hatten, schlief er, die Wange am Fenster, ein und wachte erst wieder auf, als ich den Kofferraum auf dem Parkplatz mit einem dumpfen Knall zuschlug.
Über dem See lag eine dünne Nebelschicht, einige Enten hatten noch die Schnäbel in ihrem Gefieder versenkt,

Luis rauchte Zigaretten, starrte mit zusammengekniffenen Augen müde geradeaus, und ich wickelte mich fester in meine Decke. Irgendwann drehte er sich mir zu und küsste mich. Kurz zärtlich, und sobald ich den Kuss erwiderte, heftiger. Er schmeckte säuerlich nach Alkohol und Zigaretten.
Auf der Rückfahrt hatten wir zu Walk the Line gegrölt und es hätte mir nichts ausgemacht, von der Straße abzukommen.

Ich tanzte vor seinen Augen. Karlotta hob mir gegenüber mechanisch Arme und Füße, ab und zu schüttelte sie kaum merklich den Kopf, als würde sie sich sagen: Reiß dich zusammen, Karlotta, hab ein bisschen Spaß, dann suchte sie wieder meinen Blick, lachte aufgesetzt und machte ein paar ausgefallenere Tanzbewegungen.
Ich wusste, dass Luis mich von seinem Platz hinter den Plattentellern aus beobachtete. Simon stand in der Nähe. Er schrie dem Mädchen, mit dem er sich vorhin schon an der Bar unterhalten hatte, etwas ins Ohr, dann sah er uns und kam dazu. „Zieht ihr noch weiter?“ Ich wollte antworten, aber Karlotta stellte sich halb vor mich und redete auf ihn ein. Ich sah die beiden sich anlachen, tanzte weiter, ein kleiner Mann nahm meine Hand, rief „let’s twist again“ und wir gingen in die Knie.
Ab und an sah ich zu Karlotta. Die beiden saßen inzwischen am Rand, Simons Arm ruhte auf der Lehne hinter ihrem Kopf, ich sah, wie selig sie war.
Später fasste sie mich an der Schulter, ich sah in ihr Gesicht, das war ganz erschöpft und traurig, und ließ den kleinen gut gelaunten Mann stehen. Beim Herausgehen warf ich einen Blick über die Schulter zu Luis. Ich hatte nicht einmal ‚Hallo‘ gesagt.
Wir setzten uns ins Café gegenüber. Karlotta verbrannte sich die Zunge an ihrem Tee, sah zu mir hoch wie ein kleines Mädchen und flüsterte dann „lost“. Ich hatte nicht gewusst, was ich sagen sollte, guckte aus dem breiten Panoramafenster, in dem sich die Vitrine mit den Törtchen spiegelte und wiederholte leise „lost ... lost.“ .

//

Wie eine Leiche in einem schlechten Gangster-Film schleife ich Karlotta, die Hände in ihren nassen Achseln durch den Flur in ihr Zimmer. Als ich sie endlich vollständig auf die Matratze gezerrt habe, ziehe ich ihr die Jeans aus und decke sie zu. Dabei fühle ich mich auf einmal relativ erwachsen. Ich streiche die Decke noch mal glatt, wie man das aus dem doppelten Lottchen kennt, oder Bullerbü, und entschließe mich an der Tür, bei ihr zu schlafen. Karlotta schlägt die Augen auf, als ich zu ihr unter die Decke krieche, blinzelt mich müde an und lächelt dann. „Hannah ...! Schön."
Ich drücke meine Wange ins Kissen. Karlottas Zimmer riecht irgendwie immer ein bisschen nach Sex, nach wildem Leben, nach vielen Menschen, nach der Nacht vor den Fenstern und ist gleichzeitig ein Versteck. Wie diese Höhlen, die wir uns früher gebaut haben, nachdem die Hausaufgaben erledigt waren. Drei Stühle und die Kamelhaardecke aus dem Wohnzimmer darüber geworfen. Mit Kissen vollgestopft. Eingerollt wie kleine Tiere, Fussel von der Decke abgepult, und ich kann mich noch so gut an ihren staubigen Geruch erinnern. Uns kann nichts passieren. Die Welt ist weit weg. Vor dem Fenster hängt ein dicker dunkelblauer Vorhang, der uns die unbarmherzigen Sonnenstrahlen vom Leib halten wird, Karlottas warmes Knie an meinem Bauch, der Waschmittelgeruch der Bettwäsche.
Ein Turm Bücher neben dem Bett. Aschenbecher, Fernbedienung, Plattenspieler auf dem Boden zwischen losen Blättern und Unterwäsche. Ich taste mit den Fingern nach der Zigarettenschachtel, stecke mir eine an und lasse mich zurück ins Kissen sinken.
„Hannah, ich habe ihn gefragt, ob er mitkommen will. Oder spazieren. Oder etwas essen gehen. Die Nacht verlängern. Warum ist er nicht mitgekommen? Ich meine, ich hätte es echt ..." – „Du hättest es echt schön gefunden." – „Ja ..."
Ich bin so dankbar, wäre am liebsten noch mehr ... ich weiß nicht was. Habe das Gefühl, dass das, was ich habe, nicht ausreicht. Da wird ihr Atem gleichmäßig und ich sage „Karlotta, he, erzähl mal ...", aber Karlotta wacht nicht auf. Träumt vielleicht schon. Von irgendwas. Oder irgendwem. Fünfzehn Jahre und ich kenne nur zwei Träume. Den mit dem Elefanten. Und den mit mir, der Schultüte und dem leeren Elternparkplatz.

//

München, Ostbahnhof, gegen vier Uhr morgens. Der Mund ist trocken, der Magen voll, gemästet mit zu viel. Zu viel Bier, zu viele Zigaretten, zu viele Longdrinks, die Happy Hour ist vorbei und der Pegel gerade auf dem höchsten Stand seit … na, seit eben. *Rien ne vas plus*. Nur sitzen geht noch. Sitzen und schauen. Sitzen und warten, bis die erste Bahn mich nach Hause fährt, raus aus dem Moloch, aus der Stadt, zurück aufs Land, die Wiesen, die Wälder, die Einsamkeit. Das Partyareal an der Grafinger Straße war in dieser Nach mit mehr Menschen besiedelt als meine Heimatstadt Einwohner zählt, meine Heimatstadt, in der ich seltsamerweise die exakt selbe Adresse bewohne, nur eben hier und nicht dort. Sicher, München ist, könnte man sagen, das Kuhdorf unter den Großstädten, aber dennoch genug für ein Landei wie mich, das das Leben am liebsten im Stillen führt. Auch heute Abend war ich nur ihretwegen hier. Ich hätte all die Menschen um uns rum nicht gebraucht, aber sie genoss es, genoss die Blicke, die sie auf sich zog, tanzend, in ihrem schulterfreien, tief dekolltierten Abendkleid, das der Phantasie gerade noch eben erlaubte, über die Bräune ihrer Haut nachzusinnen. Sie liebte es immer schon zu tanzen und ich liebte es, ihr dabei zuzusehen, ich liebte sie, liebe sie. Immerhin wusste sie inzwischen davon, doch das schien sie auch nicht weiter zu stören, ich war nur einer von vielen, wenngleich, wie sie selbst sagte, der netteste. *„Du bist wirklich der netteste Kerl von allen.“*, sagte sie und umarmte mich, nahm den Drink, den ich ihr gerade gebracht hatte, als ein Song lief, den sie, wie ich wusste, nicht so gern mochte. *„Ist es nicht wirklich toll hier? Hast du auch so viel Spaß?“*
Ich nickte und saugte den säuerlichen Sud durch den Strohhalm. *„Die Musik ist nicht so ganz mein Geschmack, aber die Drinks sind passabel …“* gab ich von mir und ein weiterer Versuch, ein Gespräch zu führen, schmolz dahin wie die Eiswürfel in meinem Glas. *Skip small talk*, schoss es mir in den Kopf. Der nächste Song ließ nicht lange auf sich warten, ihr gefiel eh fast alles, *„Ich höre eigentlich fast alles, so ganz querbeet“* hatte sie gesagt und obgleich es auf die Frage nach dem Musikgeschmack keine annähernd schlechtere Antwort geben konnte, war es mir egal, sie war noch jung, gerade neunzehn, und wenn ich an meine letzten sechs Jahre denke, ja, sie hatte genug Potenzial und wenn sie dann so alt wäre wie ich … Leider war ich nicht der einzige, der ihr nachsah.

//

Andauernd tanzten Typen um sie herum, schleimige, billige, goldkettchenbehangene Wochenendzuhälter, metrosexuelle Modeopfer. Sie alle kamen und gingen, holten sich ihr immergleiches Augenzwinkern ab, hauchten ihr gewagte Worte ins Ohr, die sie souverän mit einem Lächeln touchierte. Doch selbst in ihrer Ablehnung besitzt sie so eine hinreißende Art, dass niemals auch nur einer der Kerle eingeschnappt sein konnte. Auch nicht nach dem x-ten Mal. Auch nicht nach Jahren. Ich weiß, wovon ich spreche.
Meine Füße sind kalt. Die Metallgitter der Sitzgelegenheiten auf dem Bahnsteig an Gleis 5 drücken sich kalt durch meine Hose, der kühle Wind fährt unter meine Kapuze. Es wird allmählich Herbst, die Nächte kühlen ab. Hätte ich sie nicht allein lassen sollen? *„Kennst du ihn überhaupt?“* hatte ich gefragt. Und sie sagte, eine Freundin kenne ihn, und sie sei auch dort, in diesem *„angesagtesten Club der Stadt“*, in dem sie immer noch nicht gewesen sei. Sie sprach manchmal davon und ich hatte sogar schon einmal versucht, mir und ihr Eintritt zu verschaffen. Um sie zu beeindrucken, klar. *Pathetic*. Er jedoch: Er stand dort auf der Gästeliste. Er war eben so ein Gästelistenschnösel, das sah man und so ging sie mit ihm und ich mit mir, natürlich erst, nachdem ich ihren Mantel von der Garderobe geholt hatte. *„Viel Spaß“*, sagte ich und sie bedankte sich, den zwischen den beiden Worten mitschwingenden Unterton ignorierend. *„Bleibst du noch länger hier?“* – *„Kein Grund.“* Ihr blondes Haar schwang herum und sie hing sich an seinen Arm ein, hob die Hand und zog von dannen. Während ich unsere fast vollen Drinks vor mir beäugte, überlegt ich kurz, noch in einen der anderen Schuppen zu gehen, den Irish Pub vielleicht oder den Techno-Schuppen, in dem man, glaubt man den Erzählungen, immer ein zugedröhntes Mädchen findet, das leicht zu haben ist. Ich zog den Strohhalm aus ihrem Glas und warf ihn auf den Boden. Ex. Ich zog den Strohhalm aus meinem Glas und warf ihn auf den Boden. Ex. Ich zog den Mantel an und ging, die frische Luft schlug mir kalt ins Gesicht und ich beschloss, dass der Abend nach einem letzten Snack in Burgerform für mich gelaufen sein sollte.
Große Jungs an großen Bahnhöfen in großen Städten – man sieht sie oft und meist erzählen sie einem dieselbe Geschichte in einer ihrer mannigfaltigen Versionen. Die Namen, die fallen, sind austauschbar, die Charaktere

sind Stereotypen. Ich weiß, wovon ich spreche. *„Das war das letzte Mal.“* – *„Kann mich mal.“* – *„Nie wieder Hütchenspiel.“* Und sollte mich morgen gegen Mittag wieder das klingelnde Telefon wecken und sie mich bitten, sie vom Bahnhof abholen zu können, weil sie keinen Schritt mehr in ihren hochhackigen Schuhen laufen könne, dann kann sie sich von mir aus mal sonst was sonst wohin. Ich zünde eine Zigarette an und inhaliere einen tiefen ersten Zug. Vielleicht sollte ich eine Station weiter in den Untergrund fahren – dort wäre es wärmer. Dann müsste ich aber auf das Rauchen verzichten. Und müsste aufstehen. Also bleibe ich sitzen. Bestimmt lässt sie sich gerade auf dem Klo ficken, nachdem sie gemeinsam eine Line Koks oder Speed gezogen haben. Irgendwie tut sie mir leid. Quatsch. Ich bin sauer. Bei mir bekam sie höchstens mal einen Joint, und schon das war eine Seltenheit und mir meist zu viel. Die wenigen Male, die wir gemeinsam high waren, kamen wir uns richtig nahe, lagen im Gras, wenn es Sommer war und auf Wolldecken vor dem Kachelofen, wenn es Winter war. Und manchmal kraulte ich ihren Nacken oder hielt ihre Hand, und wir lachten über all die Dinge, die nur lustig sind, wenn man high ist. Ich jedenfalls hätte in ihrer Nähe kein Gras gebraucht, um so zu empfinden. *„Das ist irgendwie schön hier, mit dir. Dir kann ich echt alles erzählen.“* Doch leider sind ihre Erzählungen das einzige, das sie mit mir teilen will. Sie lacht viel dabei und merkt sich die kleinsten Details, was interessant ist. Und ich liebe es, die Welt durch ihre Augen zu sehen, zu erfahren, was sie sieht und wie sie es sieht. Nur bin ich lediglich Zuhörer und niemals Teil ihrer Geschichten. Ich bleibe außen vor. Was gäbe ich dafür, einmal zu hören, wie sie mich sieht. Beinahe ist es, als könnte ich erst dann wirklich werden, wenn ich endlich von ihr erzählt würde.
Noch eine zweidrittel Stunde. Ich ziehe das Handy aus meiner Hosentasche und tippe planlos Worte wie *Liebe*, *mir*, *zu* und *komm* und lösche diese dann umgehend wieder, um darüber nachzudenken, wie es wäre, wenn sie jetzt anrufen und mich zu sich zitieren würde. Ich würde nicht gehen. Sage ich mir jetzt und weiß genau, dass ich keine Sekunde zögern würde. Könnte ich ihr etwas ablehnen, säße ich jetzt nicht hier, wäre vermutlich zu Hause auf dem Sofa eingeschlafen oder in der Kneipe zu Hause, in der wenigstens die Musik besser gewesen wäre. Hätte, hätte, Gebärmutterhalskette. Das Gleis füllt sich mit immer mehr Nachtschwärmern, die sich in Grüppchen oder

Pärchen versammeln, lachen oder einfach nur müde aneinander hängen. Einer in neonfarbenen Schlaghosen und Netzhemd tanzt ausladend zur Musik, ohne Kopfhörer zu tragen. Ekstatisch. Seine Hände bewegen sich komisch. Als stünde er am Fließband und müsste Sachen montieren. Einige feuern ihn an, ich spüre das Handy in der Hosentasche vibrieren und meinen Puls sofort ansteigen. Zunächst auf cool machen, dann ja sagen. Egal zu was. *Akku fast leer*. Ich werfe es auf den Boden und sammle von den übrig gebliebenen Teilen nur die Sim-Karte ein. Mir ist vom Bücken übel und ich setze mich wieder, während eine Gruppe überschminkter Mädchen mir von rechts Blicke zuwirft, die zwischen Mitleid und Ekel zu oszillieren scheinen. *„Alles klar bei dir?“* kommt es rau und männlich von links. In den Augenwinkeln erscheint eine Silhouette, ich senke den Kopf und nuschle ein *„’s passt schon“*, darauf noch ein zwar entnervtes doch freundliches *„Danke“*. Immerhin kann ich morgen ausschlafen. Die Karte landet im Kleingeldfach meines Portemonnaies. Meine kalten Füße schmerzen inzwischen etwas, aber es ist nicht mehr lang. Eine Drittelstunde noch. Ich beschließe, mir unten am Bahnhof noch ein Bier zu kaufen und stehe auf, torkle mich vorsichtig an den Wartenden vorbei in Richtung Treppe, langsam am Geländer entlang nach unten und dann rechts zu den überteuerten Verkaufsständen. *„Eine Schachtel Luckies und ein Helles. Oder besser gleich zwei, was macht das?“* – *„Siebenneunzig“*. Mein letztes Kleingeld verlässt mich, die Scheine waren vorher schon weg. *„Schönen Sonntag noch“* – *„Auch so.“* Es riecht nach Döner und frischen Backwaren, eine Pennerin mit Hund blickt neidisch auf die zwei Bier, ich gebe ihr eines in die dreckigen Hände. Sie lächelt zahnlos und streichelt ihren Hund mit der freien Hand. Ich ekle mich ein wenig vor seinem Fell. Ich öffne mein zweites erstes Bier und der erste kalte Schwall hebt meinen Mageninhalt gefährlich nahe an das Bahnhofslicht. Ich setze erneut an und presse das Bier nach unten, der dicke Mönch lächelt zufrieden kopfüber vom Etikett. Eine der Neonröhren über mir flackert, lässt meinen Schatten kommen und gehen. Die Treppe links hoch und noch eine Zigarette, bevor die Bahn auf dem Gleis einfährt. Der Raucherbereich ist um diese Uhrzeit ausgedehnt, die gelben Markierungen um die dampfenden Aschenbecher unwirksam. Langsam, ganz langsam bricht der Tag heran und ist um einige Nuancen heller geworden. Die Anzeigetafel lässt mich wissen, dass ich

noch weitere acht Minuten auf dem Bahnsteig verbringen werde. Mit etwas Glück ergattere ich mir noch einen Sitzplatz, wenn nicht, würde ich mich vor die Türen auf den Boden setzen.
So oder so: vierzig Minuten Schlaf, dann noch eine drittel Stunde zu Fuß und dann den Fernseher an und Pause vom Leben.
Ausschlafen. Ob sie sich Sorgen machen wird, wenn ich nicht erreichbar bin? Vielleicht hat sie mir geschrieben oder versucht anzurufen? Egal. Sie schläft heute wieder irgendwo. Im Laufe der nächsten Woche wird sie es mir detailliert erzählen. Wie es war. Wie *er* war. Was er hatte. *„Weißt du“,* stellte sie einmal fest, *„mir ist klar, dass die mich nur wollen, weil ich jung bin. Und noch kann ich tun und lassen, was ich will. Ich bin gleichzeitig alt genug und jung genug.“*
Noch vier Minuten, das Bier ist fast leer, die Blase drückt, aber jetzt ist es schon zu spät. Ein letzter Schluck. Ich stelle die Flasche auf den Müllbehälter, damit die Pfandsammler nicht im Dreck wühlen müssen. Vielleicht kommt sie noch. *Es war nicht so toll und ich dachte, dann kann ich ja auch mit dir und der ersten Bahn nach Hause fahren. Kann ich heute Nacht bei dir schlafen?* Unwahrscheinlich. Unwahr. Aber schön, wie die Sonne, die sich den Horizont hinauf schiebt. *„Auf Gleis fünf fährt ein: S4 Richtung Ebersberg.“*
Der Zug hält direkt mit der Tür vor mir. Es steigen immer noch Leute aus. Ich warte und ergattere einen Sitzplatz am Fenster, umringt von drei schnatternden Mädchen. Die Türen schließen sich. Ich blicke mich noch einmal um, in der Hoffnung, sie zu erspähen, aber entdecke lediglich den Typen in der neongrünen Schlaghose wieder. Er tanzt immer noch.
Meine Augen fallen zu. *„…und dann hat er ihn mir einfach in den Arsch gesteckt“* flüstert eines der Mädchen deutlich zu laut und sie alle kichern. Ich nicht. Ich denke an sie. Und daran, dass sie mir solche Geschichten bereits x mal erzählt hat, ohne auch nur einmal daran zu denken, wie unerträglich es für mich ist. Im Blindflug ziehe ich die Kapuze so weit es geht über mein Gesicht, versuche, das Ummichherum auszublenden und zu schlafen. Mein Magen rumort. Ich spiele mit dem Gedanken, in den Mülleimer zu meiner Rechten zu kotzen, um

etwas mehr Ruhe genießen zu können, will aber nicht. *There's no place like home*. Sagt man. *Home is, where the heart is*. Sagt man. *Home is just another four letter word*. Denke ich. Und schlafe ein.

Bei dieser Abbildung ist sicherlich anzufangen mit der dem Mittelpunkt, der rechten Brust der Matriarchin. Sie liegt auf dem rundlichen Bauch auf. Routiniert und daran gewöhnt hat sie ihre feste Position, wie ein Stein, der seit Jahrhunderten nicht bewegt wurde. Ebenso die linke Brust, der freundlich lachenden Großmutter im Bild, deren Mundwinkel es der Brust gleich gemacht haben. Sie hat ihre Haare nach hinten gekämmt und kommt vom Gemüsegarten, aus dem Gewächshaus oder irgend einem anderen Ort, aus dem rüstige Großmütter mit Garten kommen. Sie gießen, jäten Unkraut und kontrollieren das Wachstum ihrer Pflanzen und man kann sich lebhaft vorstellen, wie sie danach für den Enkel, die Tochter, oder den Schwiegersohn, der das Foto schießt, weil er eine Spiegelreflexkamera hat, eine Scheibe Brot abschneidet, indem sie den Laib an ihre Schürze presst und einen Keil abtrennt. Das Mehl der immer exakt gleichen Brotkeile bleibt an der Schürze kleben, bis die Brotzeit vorbei ist.

Die ebenso kartoffelnasige Tochter der Alten tritt nicht nur durch den Arm, der sie seitlich flankiert in den Hintergrund, sondern auch durch das Kind, dessen Kopf auf einer absteigenden Linie mit dem Rock der Großmutter liegt. Die darum gewickelte Decke gleicht dem Bauch der Großmutter ebenso, wie die Nase, die allen drei gleich ist.

Auf dem zweiten Bild ist Oma – nennen wir sie Maria – mit ihren beiden

//

namenlosen Schwestern abgebildet. Es ist genau zu erkennen, dass die rechte der drei alten Damen erstens die jüngste ist und zweitens einen anderen Vater hatte, als die beiden anderen. Es existieren noch weitere von der Germania-Drogerie Saalfeld/Saale entwickelte Fotos, die sie zeigen. Des öfteren ist sie mit ihrem Instrument, einer Balalaika, zu sehen. Sie war eine heißbegehrte Frau in ihrer kleinen Stadt. Jeder kannte sie und wusste, dass sie nicht nur allen Arbeiten rund um Haus und Garten gewachsen war, da sie dies von ihrer patenten älteren Schwester Maria und ihrer Mutter gelernt hatte, sondern, dass sie auch eine wahnsinnige Stimmungskanone war, die jeden Schlager auf ihrer Balalaika spielen und mitsingen konnte. Den Fotos nach, blieb sie jedoch allein oder höchstens in weiblicher Begleitung. Vielleicht wollte und konnte sie sich nicht festlegen – das soll es geben.

Zum Glück sorgten Maria und ihre Tochter für Nachkommen, die das Erbe und die Nasen der Familie weitertragen können.
Schön wäre an dieser Stelle eine Aufnahme der aktuellen Familie. Vermutlich könnte man aber ebenso das erste Bild noch einmal verwenden, jedoch mit dem Unterschied, dass die Mittlere (in diesem Bild Kleine) Bicolor* trägt.
Neben der Spaßkanone und der Gebärenden war noch keine Rede von der anderen Schwester. Sie lächelt verschmitzt in die Kamera und es besteht eine gewisse Busengleichheit zu Maria. Ihr Leben verlief unspektakulär, aber in halbwegs geordneten Bahnen. Auf eine frühe Heirat folgten zwar keine Kinder, aber ein schönes Haus und gute Berufe, die die beiden einiges an Schotter ansammeln ließen, worauf ihre Nichte und Großnichte einmal spekulieren können! Als lustige Patentante, die die besten Geschenke machte, war sie allzeit beliebt.

* Bicolor wird in Fachkreisen eine zweifarbige Frisur genannt. Meist äußert sie sich als oben blond und innen schwarz. Auch die Farbe Rot und asymmetrische Schnitte oder Tupierungen spielen dabei eine Rolle.

//

Es hatte sich alles länger hingezogen als beabsichtigt – das Kaffeekochen, das Lesen im Bett, das Reden, das Sich-näher-Kommen. Dann aber ging es recht schnell: Er ging als erster ins Bad, sich zu waschen, und dann richteten sie den Frühstückstisch.
Er aß die letzten Stücke Nektarine, während die Nachmittagssonne durch das große Fenster fiel und sie die Sachen aus der Küche ins Wohnzimmer trugen. Es war inzwischen drei Uhr, sie aßen vor allem angeröstetes Brot und Käse und Oliven. Die Eier waren hart geworden. Sie sprachen wenig. Der Abschied lag über allem.
Wie immer blieb sie in der Tür, bis er die Treppen hinunterging, die sich zwischen ihre Blicke schoben.

Es war ein sonniger Sonntag, wenn auch schon herbstlich frisch. Die Stadt lag in aller Ruhe. Er dachte ans Lesen, aber da fiel ihm ein, dass der nächste Abschnitt ein recht langer war, für den die kurze Fahrt gar keine Zeit bot, und so blieb er doch lieber beim Musikhören.
Er hatte gezögert, dann aber fuhr er doch in den Ostteil der Stadt, das riesige Neubaugebiet, wo die Gehwege breiter als nötig und die Straßen minimalistisch und schattig waren. Die Sonne sank schon und morgen war Montag; eigentlich wurde ihm das alles zu spät. Aber das Wetter war einladend und der Freund würde bald von hier wegziehen. Darum vor allem besuchte er ihn doch.

Sie hatten den Fehler gemacht, darüber zu reden, ob sie noch Sex haben sollten bevor er fuhr. Das hatte es unnötig kompliziert gemacht: Er hatte nicht unbedingt das Bedürfnis verspürt, aber er fürchtete, sie könnte sich unattraktiv fühlen, wenn er darauf verzichtete.

Trotz idealer Spaziergängerbedingungen waren kaum Leute unterwegs. An einer Ecke des „Platzes der Menschenrechte“ lungerte eine Gruppe Jugendlicher „südländischen Typs“. Vielleicht lag es daran. Den

Dominik Brunner würde man hier nicht so schnell verzeihen.

Sie stiegen auf den nahegelegenen Hügel. Er, sein alter Schulfreund, dessen Freundin, die schwangere Nachbarin und die Hunde. Unterwegs waren da plötzlich Familien mit Kinderwagen und kleine Radfahrer, die das mit dem Bremsen noch nicht so raus hatten.
Die Frauen saßen am Rande des Bergs, sie warfen, die Hunde rannten und stürmten. Die Schwangere hatte eine böse Wunde am Schienbein und zupfte an der dunklen Kruste – erst hatte er es für ein Tattoo gehalten.

Er fragte sich, ob alle Schwangeren diesen leicht benebelten Blick bekamen, und ob es ihr, seiner, ähnlich gehen würde. Vorhin war ihnen der Gummi gerissen.

Die Sonne ging unter und der Wind war beträchtlich. Er wusste, es würde spät werden, bis er heimkam. Seine Haare waren lang geworden; immer wieder wehte der Wind ihm die Strähnen ins Gesicht, die in der Abendsonne glänzten. Er fand das schön und nervig zugleich. Und er war wehmütig und froh zugleich, als sie aufbrachen. Das Ende des Wochenendes rückte immer näher.
Auf dem Rückweg scherzten sie über die Hunde, die nichts zu verstehen schienen, obwohl sie aussahen, als ahnten sie etwas.

Die Wohnung war düster, als sie zurückkamen. Er stieß mit der Stirn gegen eine offenstehende Schranktür. Es tat nur kurz weh, aber infolgedessen nahm er seine Sonnenbrille aus den Haaren und vergaß sie prompt, als er wenig später aufbrach: Um 20:15 Uhr begann der Film, den wollten der Freund und seine Freundin sich ansehen.

//

Am Montag hätte er die Brille gut gebrauchen können. Es war seine einzige.

Als er gegen zehn heimkam, fühlte er sich leer und einsam. Entgegen seiner Vornahmen, ging er nicht mehr duschen, er las nichts mehr und machte auch sonst nichts Produktives. Er machte sich etwas zu essen warm, sah dabei etwas fern und ging schlafen.
Nicht lange lag er noch wach, aber er dachte viel nach in dieser kurzen Zeit, über sich und sein Leben.
Am nächsten Morgen hatte er es vergessen. Aber er hatte vom Fliegen geträumt.

Was bisher geschah. Es ist Krieg. Nachdem Milla ihre Wohnung aufgeegeben hat, sucht sie nach ihrer Freundin Kinka. Währenddessen betrinkt sich Pierre heillos in der Säge *und schläft verzweifelt und besinnungslos in einem Trümmerfeld ein. Doch als Milla selbst schon nicht mehr aufstehen will, rafft sie sich ein letztes Mal auf, findet Pierre und flieht mit ihm aus der Stadt.*

Die Ruinen, in denen Milla Pierre gefunden hat, machen bald verlassenen Häusern Platz. Sie wandern nach Süden, weg von den feindlichen Truppen, die im Norden um den Boden kämpfen. Die Hast lässt alle ihre Bewegungen fahrig werden. Sie kommt von innen, hetzt sie vor sich selbst her. Unruhig knirschen ihre Füße auf dem Staubboden und kleine Wolken bauschen sich auf. Die Sonne wirft den Riesen und die kleinwüchsige Frau wie Scherenschnitte auf die Straße. Pierre blickt endlich auf. *Hat sie wirklich Scheiße gesagt? Nicht das romantischste Zusammentreffen, wenn ich besoffen im Dreck liege*. „Nicht das romantischste Zusammentreffen, wenn ich besoffen im Dreck liege“, sagt er und Milla lacht auf. „Du hast Glück, dass ich dich gefunden habe! Scheinst dir nicht viel aus einem bequemen Schlafplatz zu machen.“ „Hm. Meistens nicht. Was hast du eigentlich mitten in Nacht in einem Trümmerfeld gemacht?“ Zum ersten Mal schaut er sie richtig an. Wie sie so an seiner Hand geht, ist sie nicht größer als ein Kind. Ihre etwas schiefen Schneidezähne blinken unter den schmalen Lippen hervor und fühlen sich sicher toll an beim Küssen. Ihre blonden, etwas verfilzten Locken wehen im Wind, genauso wie ihr Kleid, das kleine Brüste verrät und sich schleppenhaft verspielt. „Ich war auf der Suche nach meiner Schwester. Sie heißt Kinka und ist meine beste Freundin. Ich hoffe sie ist weg gekommen, vielleicht hat sie auch die andern gefunden. Aber sag mal, warum bist du da gelegen?“ Sie schaut auf. *Er hat einen ganz schön großen Bauch*. Umspannt von einem Hemd, gehalten von Hosenträgern, braun vom Dreck und gekauft in einem der Läden, die nun Asche sind. „Zulange geglaubt, dass es noch was wird, denke ich.“ *Natürlich trifft man sich erst dann wieder, wenn alles den Bach runtergeht. Kann ja gar nicht anders laufen.* „Hätte mir das jemand erzählt, dass ich dich so nochmal wiedersehe… Niemals hätte ich das gewollt, aber jetzt bin ich froh. Ich meine dich zu haben, jetzt und hier.

//

Trotz der ganzen Scheiße.“ Ihre Hände werden langsam feucht, die Stunden werden lang, aber sie lassen nicht los. Die Nacht bricht an und die Unruhe holt sich den Hunger zu Hilfe. „Wir müssen von der Straße runter. Und uns was zu essen besorgen.“ Pierre und Milla atmen schwer den Hügel hinauf. „Ein Bauernhof, dort vorne“ und Pierres zusammengekniffene Augen folgen Millas Arm, der auf einen verschwommenen dunklen Fleck zeigt, ein paar Kilometer entfernt.
Um einen großen, mit Kieselsteinen gespickten Hof gruppieren sich eine Scheune, ein Geräteschuppen und ein großes Bauernhaus. Sie schleichen und zucken zusammen, wenn ihre Füße einen der Steine klappernd über den Boden schießen. Milla schiebt langsam die Tür auf, Pierre steht dicht hinter ihr, zu aufgeregt, um vorzutreten. „Hallo? Jemand da?“ Einsam tönt sie durch den Flur, niemand antwortet. Wie Einbrecher staksen sie hinein, darauf bedacht nichts umzuwerfen, zu berühren, bemerkt zu werden. Gemeinsam durchsuchen sie das Haus und vom Heißhunger ermutigt reißt Pierre wild an den vollen Regalen im Keller. Lädt sich Einmachgläser auf, schraubt auf der Treppe noch am Glas und schlingt den Kohl in sich hinein. Sie decken hastig einen Tisch und essen vom schon harten Brot, bis ihre Bäuche spannen. Pierre, übermütig geworden und gar nicht mehr ängstlich, balanciert auf der Bauernbank, auf der er eben noch saß und angelt auf den Hängeschränken. An seiner Hand hält er eine Flasche Wein und reicht diese an Milla hinunter. Auf den kieselsteinernen Hof werfen die Fenster des Hauses wehende Arme. Zwei tanzende Gestalten.
Später. Milla liegt auf dem Rücken. *Das Bett der Bauernleute ist echt bequem*. Sie dreht sich zur Seite. Pierres Bauch streift. Haare streifen, Brüste streifen. Millas Hände sind so klein. Es ist schwer sich dabei zu küssen, deshalb hören sie immer wieder auf, Pierre ist einfach riesengroß. Als Milla unter ihm liegt, vergisst sie den Krieg, die Angst und Überforderung in der Teilchenperspektive auf dieses abstrakte Ungeheuer blicken zu müssen. Sie kommt und hält dabei die breiten Seiten über sich. Ihr Atem geht schnell durch die Brusthaare – Pierre hält sie fest und drückt sie in die Kissen. Als er morgens erwacht, hat er goldene Locken im Mund. Er lässt sie noch kurz zwischen seinen Lippen, berührt sie mit der Zunge und entlässt sie dann.

Ein schreckliches Gefühl dringt in Millas Gedanken, die Wärme Pierres, der seinen Arm von hinten um sie gelegt hat, um ihre Brüste berühren zu können, tut plötzlich weh. *Wir müssen weiter…Scheiße, keine Zeit zum Schlafen.* Hastig springt sie aus dem Bett und zieht an Pierre, der kaum die Augen aufbekommt. „Wir müssen langsam weiter. Lass uns das restliche Essen einpacken, ja?“ „Was machen wir hier eigentlicht? So ‘ne Scheiße, ich will einfach nur bei dir sein.“ Milla schlingt ihre Arme um den Bauch Pierres und schiebt ihn langsam aus der Haustür. „Pierre, ich bin unendlich froh dich getroffen zu haben. Das ist schon irgendwie komisch, dass ich ausgerechnet mit dir hier stehe. Wer hätte das gedacht? Aber bitte lass uns jetzt einfach weiter gehen. Wir müssen hier weg.“ Das Bauernhaus, eine Heimat, wird hinter den Rücken von Pierre und Milla immer kleiner. Vor ihnen ersteckt sich wahllos eine Landschaft aus Feldern und Wäldern.
Der Nachmittag kommt. Pierre und Milla, inmitten einer Wiese, lassen sich ins Gras fallen und kramen in der Tasche mit den Essensüberesten. „Wo sollen wir nur hin? Weißt du wo wir überhaupt sind?“ Milla sieht Pierre lange an. „Nein, aber …„ Anstatt weiterzusprechen reckt sie erschrocken ihren Arm nach vorne. Pierre verflucht still seine schlechten Augen. Von weitem streckt sich ihnen ein Wagen entgegen. Und aus dem Staub des einen, den dieser aufwirbelt, schießt ein zweiter auf die beiden zu. Erstarrt verharren Pierre und Milla und sacken vor Angst in sich zusammen, als die beiden Geländefahrzeuge vor ihnen halten. Von diesen Fahrzeugen springen acht Männer und zwei Frauen in Uniformen und stürmen auf sie zu. Bevor sie noch etwas sagen, spürt Pierre, der gerade seinen Finger hebt, einen dumpfen Schlag und schreckliche Schmerzen in seinem Gesicht. Als er erwacht, sitzt er auf einer Ladefläche und Milla liegt auf seinem Schoß. Hass schießt durch sein Gehirn, als er sieht, dass Milla aus dem Kopf blutet und am liebsten würde er sie alle mit bloßen Händen töten.
Sie fahren in ein Waldstück. Ein Soldat stößt ihn vom Wagen, wirft ihm Milla in die Arme. *Die wissen nicht wer ich bin, ich weiß nicht wer die sind.* Pierre versteht kein Wort und auf sein Reden, Schreien und Flehen gibt niemand acht. Milla erwacht und blinzelt ihn an, die Sekunde in der sie denkt, sie liege noch im Bauernbett, zusammen mit ihm, ist der zerstörerischste Moment ihres Leben. Der Strick wird gebracht und Pierre schaut Milla an. Tränen

schmecken seine Lippen ab. Milla sitzt nur da und drückt leicht seine Hand. *Vielleicht glaubt sie an etwas? Hätte ich sie nur besser gekannt, ich würd jetzt auch dran glauben.*

ENDE

Die Ruder plätscherten über das Wasser, es war ein Spätsommertag an der Havel. Mehrere große Boote durchkreuzten eilig die Flußzufahrt zum See, nicht weiter auf die Kanus und Ruderboote achtend, die sie schaukelnd hinter sich ließen. Das Wasser war eigenartig unruhig, als zöge die windige Oberfläche des großen Gewässers weit in den Flussarm hinein.

Das Kanu war gelb und schnell. An einer Flußbiegung zeigten sich hohe steinerne Brückenpfeiler, schmal und trostlos waren sie nach einer Sprengung übrig geblieben. Sie mussten zu einer einspurigen Bahnstrecke gehört haben. Oder war es eine Fußgängerbrücke gewesen? Aber wer sprengte solch kleine unbedeutende Brücke mitten in der Natur?
Wolken zogen auf und der unruhige große See wirkte nicht mehr verheißend. Ich sah ihn in einiger Entfernung vor mir, Hausboote waren in Ufernähe vor Anker gegangen. Langsam aber wendig drehte ich das Kanu und kehrte um.

Das Handy klingelte, mitten auf dem Wasser wollte meine Mutter wissen, wann ich nach Berlin zurückkommen würde. Ich wusste es nicht.
Während ich mit ihr sprach und die Paddelenden flach die Wasseroberfläche berührten bemerkte ich ein Gitter auf der anderen Uferseite. Es ragte, fast verborgen von Zweigen eine Armlänge aus dem Wasser.

Meiner Mutter ging es schlecht. Meiner Mutter ging es immer schlecht, denn ich war nicht da und das war nicht gut. Sie war von so vielen verlassen worden, am Ende, so könnte man sagen auch von sich selbst. Deshalb telefonierte sie, wann immer es ging, aber das war besser, als wenn sie trank. Ich erzählte ihr von den Ausflügen, die ich jetzt jeden Tag unternommen hatte, auf dem Wasser dahinschwebend im kleinen gelben Kanu mit rotem Paddel. Oder vom Liegen in der Sonne, ein Buch vor der Nase und leise schaukelnd, die Zeit links liegen lassend.

//

Das Wasser, das rechts an mir vorbei zog, während das Boot in der Nähe des Ufers lag.

Das Gitter hatte oben kunstvolle Verzierungen.

Ich schaute zum Himmel, sie sprach immer noch von ihrem kleinen Hund und ob er nicht auch in einem Boot mitfahren könnte. Sie und er, schlug ich ihr vor, während die Sonne wieder zum Vorschein kam. Sie wirkte am Ende trotzdem nicht froh.

Langsam bewegte ich mich auf die Stelle zu und betrachtete was ich sah. Es war kein Gitter, das dort nach oben ragte. Ein Firmenzeichen war im kunstvoll Geschmiedeten zu erkennen.
Es war ein Tor, hinter dem sich ein schmaler flacher Wasserweg entlang zog.
Seitlich von diesem merkwürdigen Eingang ließen sich die Büsche leicht wegdrücken und ich ließ das Kanu vorbeischlüpfen. Leise und vorsichtig bewegte ich mich vorwärts, denn das Wasser wurde flacher, man sah den sandigen Grund heraufschimmern. Links und rechts säumten dicht gewachsene kleine Bäume den schattenden Wasserweg. Meine Bewegungen wurden langsamer, noch achtsamer, als ein Reiher beunruhigt aufflog. Das Wasser war nun überall und verzweigte sich in einer lichter werdenden Sumpfgraslandschaft.

Die Sonne spiegelte sich und von dem hohen Gras strömte Wärme aus. Ich folgte einem kleinen Seitenarm, der sich wie eine blaue Vene durch die Gräser und Farne schlängelte.
Wo war ich hier?
Fische schnappten nach Insekten. Das kurze Geräusch des Aufschlagens ihrer Körper auf dem Wasser. Ich senkte das Paddel und ließ das Boot gleiten. Das leise dumpfe Geräusch an der Bordwand, während ich das Paddel ablegte.

//

Die Vene hatte eine Aussackung gebildet, das Boot ließ sich nun leichter manövrieren. Still betrachtete ich grüne Wasserfarne, die sich im tiefer werdenden Flußarm unter der Oberfläche sanft bewegten.
„Haare“, dachte ich. „Unten weht ein leiser Wind, der sie bewegt und den ich nicht spüren kann.“ Das Wasser nahm eine leichte Wendung und ich war wieder auf dem Hauptweg. Äste lagen knorrig herum. Es rumpelte als ich an ihnen vorbeizog, denn auch diese konnte das Kanu mühelos überwinden. Wohin wollte ich? Wieweit hatte ich mich schon entfernt, wie lange würde es dauern, zurückzukehren. Wann der letzte Schleusendurchgang war, wusste ich nicht genau. Nur das irgendwann am frühen Abend die Schleuse geschlossen wurde.

Ich fuhr weiter.
Das Wasser, wieder tiefer und schwarz, roch schlecht. Steine lagen herum und ragten nach oben. Noch konnte ich die Weite der Grassümpfe seitlich sehen. Die Bäume links und rechts waren nun stärker und älter. Wieder schien sich der Weg zu öffnen aber es lagen jetzt umgestürzte Bäume im Wasser, um die herum zu fahren schwieriger wurde. Etwas fiel mir auf, aber ich sah es noch nicht. Plötzlich war ich auf einem großen flachen See.
Seine Oberfläche glänzte in kaltem Blau, etwas das nicht zu dem warmen Licht des späten Nachmittags passen wollte. In einiger Entfernung sah ich ein Reiherpärchen hoch in den Wipfeln sitzen. Da war er also hingeflogen.

Sie stießen kurze Laute aus, ein Ehepaar das sich etwas zu sagen hatte und die mich beide schon lange beobachteten
Etwas beunruhigte mich. Das war ein fischreiches Gewässer und ich ahnte die Hechte, die hier reich wildern konnten. Zügig paddelnd trieb ich das Kanu voran. Rechts lag ein Abzweig, ein schmaler Kanal der schnurgerade verlief und von fast schwarzen, scheinbar kranken Büschen gesäumt war.
Auf der anderen Seite öffnete sich der See und ich steuerte darauf zu.
Während das Kanu in einen wieder neuen Abschnitt eindrang war mir, als würde ich plötzlich auf einer Allee sein.

Ein breiter großzügiger Wasserweg, fast wie eine Auffahrt zu einem herrschaftlichen Haus. Es war, als würde ich diesen Weg hinaufpaddeln und dieses Gefühl war sehr wirklich, obwohl es ja nicht sein konnte, denn das Wasser war ruhig und spiegelglatt. Keine Strömung zu erkennen. Wie ein bräunlich schwarzer Spiegel lag es in absoluter Stille da und ich befuhr es mit dem kleinen Boot. Die am Ufer stehenden Bäume waren im Vergleich zu den vorigen riesig, ihre Kronen bildeten einen überdachten Korridor, hoch und weit.
Der Schatten in diesem merkwürdigen Raum war angenehm.

Mit einem Mal war der Weg zu Ende. Ich hatte noch zu viel Fahrt, denn in der Mitte dieser Allee hatte mich ein schmaler Baumstumpf zu einem Ausweichmanöver gezwungen. Ratlos bremste ich die Geschwindigkeit ab. Wie abgeschnitten. Ich betrachtete das Erdreich des Ufers. Es war feste dunkle Erde, hier war niemals Wasser geflossen. Dahinter war es nicht sumpfig sondern fest und flach. Die Bäume standen nicht dicht, es war wie ein Jagdgebiet, eine schattige Lichtung. Ich wandte mich um und betrachtete die Wasserallee. Sie war gar nicht so lang gewesen, wieso hatte ich nicht gesehen, dass sie hier zu Ende war?

Enttäuscht machte ich kehrt. Mehr aus Langweile paddelte ich an den Baumstumpf heran, denn ich wollte noch nicht zurück. Langsam glitt mein Boot auf ihn zu.

Er schien abgesägt worden zu sein, mitten im Wasser. Aber das machte keinen Sinn. Konnte Holz so glatt brechen? Eine Bruchstelle, versiegelt und abgeglättet von den Jahren, nun selbst wie die Klinge eines Messers aus anderer Zeit.

//

Moos hatte sich überall in den Ritzen und auf dem Plateau angesiedelt, das satte kurze Grün wirkte gepflegt wie ein kleiner Rasen. Vorsichtig umrundete ich den Stumpf, der einmal ein heranwachsender Baum gewesen war. An einer Seite fehlte etwas vom Holz, aber so, als wäre es herausgeschnitten worden und als sei dadurch eine kleine Miniaturterrasse entstanden.

Auf ihr wuchs im kargen warmen Sonnenlicht der Ableger eines Baumes. Die Triebe waren zart, von hellem Grün, beinahe durchsichtig. „Hier wohnt jemand." Still betrachtete ich den Gedanken in meinem Kopf. „Irgendetwas wohnt hier."

Das unterschiedliche Grün kleiner Farne fiel mir auf. Sie hatten sich fast gleichmäßig und auf verschiedenen Ebenen am Stamm gebildet.
Ich umkreiste den rötlich dunklen Stumpf ein zweites Mal. Wie eine Skulptur, dachte ich.
Vollkommen und von überraschender Schönheit.

„Ich darf nicht stören. Du sollst die Dinge nicht stören."
Unwirklichkeit und etwas von großer Präsenz.

Vorsichtig entfernte ich mich. Die am Ufer stehenden Bäume waren plötzlich keine Bäume mehr. Es waren reliefbehauene Wände eines uralten Gebäudes. In diesen Wänden lebte etwas. Hier lebte etwas. Die Kuppel aus Ästen ließ immer noch etwas Sonnenlicht hindurch.

Ich verließ die Allee und ich verließ den See. Wie jemand, der sich davon machte. Der Zeuge von etwas geworden war, benommen und eingeschüchtert. Vorbei an den Steinen im Wasser und den umgestürzten Bäumen sah ich,

was ich vorher nicht erkannt hatte. Die Beunruhigung.
Kleine helle Federn, die der Wind auf der Oberfläche hin und her trieb.
Hier hatte ein ungleicher Kampf stattgefunden. Ein Raubfisch, der einen Vogel gefressen hatte. „So etwas gibt es“, dachte ich. – So etwas war möglich.
Ich schlüpfte am Tor vorbei. Es dunkelte.

Sommer 2008, nahe Ravensbrück

Er kam herein um Fisch zu essen. Er war so einer, der sich dachte: Als Ausländer musst Du irgendwie das machen, was die Leute von Dir erwarten. Außerdem hatte er sich fest vorgenommen genau an diejenigen Orte zu gehen, zu denen auch die Einheimischen gingen. Er hasste es, wenn unbedarfte Touristen in den Ferien aus lauter Verlegenheit nur noch zu McDonalds rannten. Eigentlich war es kein Laden für Fische, so wie er es von daheim gewohnt war. Die Leute saßen an kleinen Tischchen, wie in einem der zahlreichen Cafés, an denen er den ganzen Tag vorbeigekommen war – ja, ja der Süden, dachte er. Da sitzen die Leute immer an diesen typischen, kleinen Rundtischen mit Metallfuß und einer Platte aus weißem, geädertem Carraramarmor und trinken oder essen irgendwas. Die Sonne hatte ihn müde gemacht, und scheinbar war ihm das Leitungswasser nicht bekommen – aber das war jetzt im Grunde nebensächlich.
Auffällig an diesem Fischlokal, dachte er sich, war besonders, dass es offensichtlich keinen Tresen oder so etwas Ähnliches gab. Erst als er langsam zwischen den Tischchen hindurch ging, fiel ihm auf, dass es einen kleinen, höhergelegenen Verkaufsraum gab – quasi das eigentliche Fischgeschäft. Dieser Raum war über einen Wanddurchbruch mit einer kleinen, improvisierten Holztreppe zu erreichen. Während er hinauf stieg, musterten ihn die Anwesenden neugierig. Der Nebenraum war offensichtlich nur der Aufstellungsort einer Vitrine für den Fisch. In und auf der Theke lag er – verschiedene Sorten, die überwiegend nicht mit Sicherheit zuzuordnen waren. Daheim leistete er sich Fischgerichte nur selten, aber im Süden, da musste man doch Fisch essen. Der Süden war schließlich für seinen Seefisch berühmt. Und hier war das Meer nur ein paar Kilometer entfernt. Der Fisch musste also frisch sein. Sonst kaufte er Fisch einfach im Supermarkt. Da ist er beschriftet und stapelbar.
Die meisten der Meeresfische in der Auslage kannte er nicht, aber er war nicht heikel. Als er sich alles eingehend angesehen hatte und gerade einen der Teller in die Hand nahm, bemerkte er einen kleinen, dicklichen Mann mit auffallend starker Brille und einer Plastikschürze, der mit einer knappen Wendung ein paar der Fische in der Auslage umsortierte. Er hatte sein Eintreten nicht bemerkt; durch den provisorischen Aufgang aus dem tiefergelegenen Lokal war er auf jeden Fall nicht gekommen, denn die Treppe knarzte entsetzlich. Um sich zu

vergewissern, blickte er nach den zwei Holzstufen – kein Zweifel. Er bemerkte: Die meisten Kunden des Lokals hatten ihn aufmerksam beobachtet und schauten durch den Aufgang herauf. Sie waren fast alle mit dem Essen fertig und machten einen satten Eindruck.
Der höhergelegene Nebenraum war klein und stickig. Mit einem nicht allzu frischen Stofftaschentuch strich er sich den Schweiß von der Stirn. Egal, dachte er sich, gerade im Urlaub kann man sich unmöglich nur auf Tempos verlassen. Der kleine Alte wischte in sich gekehrt die Arbeitsfläche ab, wobei er die darauf stehenden Fischteller abwechselnd hochhob. Von Zeit zu Zeit schaute der Mann forschend zu ihm herüber und kurz blickten sie sich leicht irritiert in die Augen. Wenn der kein Englisch konnte, dachte er. In diesen Provinznestern haben doch, wenn überhaupt, nur die Jüngeren eine Fremdsprache gelernt. Der Alte schaute ihn an, fast als hätte er seine Gedanken und die zunehmende Unsicherheit von seinen Augen abgelesen. Er sah ihn einen Moment lang durch seine starken Brillengläser an, dann wischte er weiter – warum auch immer …
Die größeren Fische, die mit den auffälligen Glotzaugen, lagen prominent in der Vitrine auf Bergen von Eis. Sie gehörten zu den stolzen Prunkstücken der Auslage. Zur Kühlung surrte unaufhörlich eine Maschine, die wohl noch aus den 50er Jahren stammte. Dieses Geräusch, dachte er sich, würde ihm auf Dauer bestimmt Kopfschmerzen bereiten. Er hatte früher einmal gehört, dass Fische mit genau solchen Augen in der Tiefsee lebten. Aber wer weiß. Ganz sicher war er sich nicht, ob sie hier roh gegessen wurden; eine Küche hatte er jedenfalls noch nicht ausmachen können. Abgesehen von dem alten Mann auf der anderen Seite der Vitrine hatte er noch keine Bedienung bemerkt.
Unter den Gästen wurde nur noch wenig gesprochen; einige waren wohl schon gegangen, vielleicht unterdrückten sie auch nur die Stimme. Er wusste nicht, wie er sich entscheiden sollte. Je länger er die toten Fische da liegen sah, desto weniger Appetit hatte er. Die Kirchenglocken läuteten – scheinbar zur Abendmesse. Man konnte erahnen, dass jede Kirche wohl nur eine schlichte Glocke besaß. Metall ist schließlich teuer, dachte er bei sich. Der Alte schaute auf seine Armbanduhr, obwohl er doch sicherlich wusste, wann die Glocken läuteten. In diesen

verschlafenen Landstädten läuft der Alltag doch nach festen, immer gleichen Mustern ab. Dieses komische kleine Männlein, dachte er sich, schien überhaupt nicht zu schwitzen; niemand hier schien zu schwitzen. Sie hatten sich gewissermaßen perfekt an das schwüle Klima angepasst und bewegten sich dementsprechend. Oder sie transpirierten über die gesamte Oberfläche der Haut verteilt gleich viel, sodass man es nicht sonderlich merkte. Dass er schwitzte unterschied ihn schon rein äußerlich von den Einheimischen, dachte er genervt.
Der Fisch stank … und er schien immer mehr zu stinken, je länger er hier so rumstand. Wahrscheinlich war er der einzige, dem auffiel, dass der Fisch stank, oder zumindest etwas streng roch. All diese ehrwürdigen Schuster, Schreiner, Metzger, Bäcker und Pfarrer, an denen er gerade vorübergegangen war, wären wohl nie auf so eine Idee gekommen – eigentlich absurd. Er roch schon immer so – seit Menschengedenken. Ob sie sich wohl manchmal mit Touristen prügelten deswegen, wie im Comic?
Draußen fuhr knatternd ein Mofa vorbei, eines von diesen verrosteten Dingern, bei denen man sich fragt, warum sie nicht schon längst ausgesondert wurden. Doch hier gab es wahrscheinlich gar keine Verkehrstauglichkeitsprüfung, oder so was. Da der Tag schwül war und die Hitze in den Gassen der Stadt liegen blieb, machten sich die ätzenden blaugrauen Abgase der Mofas und Miniautos überall bemerkbar. Blaugrau waren auch die Gewitterwolken, die glücklicherweise von Osten her aufgezogen waren, bevor er den Laden und das nahezu fensterlose Verkaufszimmer betreten hatte.
Alte Stadt und tiefer Gewitterhimmel – das erinnerte ihn an El Greco. Die Stimmung war genauso unbestimmbar wie auf diesem Bild von Toledo. Sie hat dann so etwas bedeutungsschwangeres – muss am Licht liegen, dachte er sich beiläufig. Apropos Licht: In dem engen, überwiegend düsteren Raum hing eine Glühbirne von der Decke – an einem Draht. Das war die ganze Beleuchtung. Ab und zu flimmerte das Licht kaum merklich. Nur wenn man einen Schatten an der Wand oder am Boden betrachtete, konnte man es erkennen.
Er deutete auf einen Teller – der Alte hatte gerade wieder weggesehen. Um bemerkt zu werden, räusperte er sich etwas – leicht hätte man es überhören könne. Langsam schaute der Mann auf, registrierte kaum erkennbar

die Wahl, und ging schließlich zu einer kleinen schweren Holztüre an der Längsseite des Raums, die man nur von der anderen Seite der Vitrine aus erreichen konnte. Der Blick mit dem der Mann aufgesehen hatte war nicht zu definieren, irgendwie neutral. Einerseits schien er geradezu gleichgültig zu sein, auf der anderen Seite vielleicht etwas verärgert. Als die alte Tür ins Schloss gefallen war, stand er alleine da und wartete. Vielleicht war das komische Männchen ein Messer holen gegangen – eines von diesen großen Fleischermessern vielleicht, wie man sie auch von Metzgereien kennt. Oder er war gar nicht für die Bedienung von Kunden zuständig. Das würde sich ja gleich zeigen, dachte er.
Im Lokal saß niemand mehr. Ob es ganz leer war, konnte man von oben aus nicht sicher erkennen. Wahrscheinlich waren alle Gäste in die Kirche gegangen. Am liebsten wäre er auch gegangen, oder hätte sich irgendwo anders niedergelassen. Es wurde immer düsterer im Lokal. Durch die großen Schaufenster des Restaurants fiel immer weniger Licht. Der Nebenraum hatte nur ein kleines, vergittertes Belüftungsfenster. Die spärlich hereinfallende Helligkeit machte ein bisschen den Rauch sichtbar, der aus dem Lokal heraufströmte. Die Männer, die nach dem Essen eine Zigarette geraucht hatten, konnten noch nicht lange gegangen sein. Überhaupt schien sich hier der ganze Mief und Gestank des Hauses, ach was, der halben Stadt zu sammeln. Der Raum war relativ niedrig, das lag wohl daran, dass das Restaurant etwas am Hang lag, und man an der Fundamentierung dahingehend gespart hatte, dass der Geländesprung hier durch eine geringere Zimmerhöhe ausgeglichen wurde – vielleicht gab es aber auch einen ganz anderen Grund.
Es überraschte ihn, dass die Gäste im Restaurant so schnell verschwunden waren, ohne dass er es bemerkt hatte. Wie lange hatte er sich die Fische denn angesehen? Auf jeden Fall hatte er noch nicht einmal mit dem Alten geredet. Dieser war, wie ihm schien, schon einige Zeit weg. Das Gebäude war völlig still. Doch wegen der Kühlanlage konnte man nicht sicher sagen, ob überhaupt noch jemand in der Nähe war. Er betrachtete seine Schuhe – staubig waren sie von seinen Unternehmungen. Vom langen Stehen taten ihm mittlerweile die Beine weh. Er dachte an die Grand Tour der adligen Nordländer des 18. Jahrhunderts, die in ihrer Initiationsphase über

die Alpen nach Südfrankreich, nach Spanien und Griechenland, oder auf eine der Inseln gereist waren. Der Süden war schon immer eine anstrengende Sache gewesen.
Hinter der Vitrine, an der Rückwand gegenüber des Durchgangs standen wie in einer gründerzeitlichen Apotheke lauter Dosen, Fläschchen und Mörser verschiedener Größe in einem massiven, dunklen Regal, oder besser gesagt Wandschrank. Auf jedem Glas klebte ein alter vergilbter Beschriftungszettel. Die Aufschriften konnte er nicht entziffern. Seine Brille hätte längst wieder der neuen Sehstärke angepasst werden müssen, oder wie er es nannte, sie hatte schon wieder nachgelassen. Früher hätte er sich über so eine Antiquität – noch dazu so komplett erhalten – gefreut, aber jetzt war ihm das alles egal.
Er hatte zwar nicht auf die Uhr gesehen, aber er war nun schon eine halbe Ewigkeit allein. Es war nicht abzusehen, wann der Alte wieder kommen würde. Da entdeckte er einen kleinen Schemel mit abgenutztem Korbgeflecht, der fast direkt neben der Tür stand. Der wurde bestimmt für manche Arbeiten benutzt, vielleicht zum Fischputzen. Er beschloss sich zu setzen, obwohl er eigentlich längst gehen wollte. Seine Füße schmerzten zunehmend. Normalerweise war er nicht so geduldig beim Warten, doch man musste sich ja zumindest ein bisschen dem südlichen Tempo anpassen. Hier ging eben alles einen geruhsameren Gang.
Als er sich niederlassen wollte, brach der Schemel mit großem Lärm in sämtliche Einzelteile auseinander und er stürzte ungewollt heftig zu Boden. Offenbar hatte der Stuhl schon vorher keine stabilen Verstrebungen mehr gehabt. Nun lagen diese spärlichen Überreste am Boden verstreut. Er klaubte sie alle einzeln zusammen und legte sie neben den Durchgang. Das hätte nicht passieren dürfen, auch wenn er zugenommen hatte. Wäre noch jemand im Haus gewesen, hätte man den Krach sicherlich gehört. Doch es blieb still. Er lauschte noch einen Moment. Als es immer noch still blieb, wandte er sich zum Gehen. Die zwei Holzstufen ins Lokal knarrten fürchterlich – er zögerte sogar kurz, die untere zu betreten. Man kommt sich ja wie ein Einbrecher vor, dachte er.
Das Bild der Fische mit ihren großen Augen ließ ihn nicht mehr los – er wollte einfach raus hier. Langsam ging er durch das leere Lokal, wengistens war die Tür noch offen. Als er ins Freie trat, läutete das Glöckchen, das

oben an der Eingangstür angebracht war. Durch die etwas unsanfte Landung und beim Versuch sich abzustützen hatte er sich etwas die Hand verletzt. Sie war zwar nicht aufgerissen, aber am Ballen wurden eine schmerzahfte Schwellung und ein paar Schrammen sichtbar. Das war also das Andenken, das er behalten sollte. Beinahe hätte er darüber gelacht.

Fortsetzung folgt.

Man sollte nun wach bleiben, bis zu einem Ende – plus einen ganzen Monat, so dass man alles aufsaugen könnte. Ab jetzt. Überall liegt hier Geschirr, überall der Rest. Aber was wäre es auch, das Leben ohne was, etwas das übrig blieb? Das würde böse enden, das wusste ich, denn es war schon immer falsch, das mit dem Fallen bauen. Das hatte man mir schon immer gesagt, dass sich das nicht gehöre. Aber ich grub die Fallen im Garten, und ich hob ganze Keller aus, und ich steckte mir Erde in den Mund. Hätte ich das nicht getan, hätte ich ja nie gewusst wie Erde schmeckt. Es liegt hier überall Geschirr, als hätte es ein Fest gegeben. Auf einem Teller ist noch Kuchen, in dem Glas hier ist noch Wein. Wo sind die Konsumenten. Die Kerzen sind längst ausgegangen und überall ist Wachs auf den Decken, das ist also alles was übrig bleibt. Sie würden sich erinnern, die Gäste, das würden sie, würden sie sehen, was noch hier war. Was würde bleiben, würden wir immer allem nachgehen. Die Zukunft, sagte mein Vater, die ist noch teurer als die Gegenwart, deswegen musste man sich jetzt schinden, sagte er, damit man sie sich leisten kann. Ich wollte nie mehr auch nur ein Bild machen, nicht wenn es heiß werden würde, nicht wenn die Haut heiß werden würde. Bilder, das sind kompostierbare Zeitabschnitte. Momenaufnahmen. Zeitannahmen. Keine Fotografien mehr, bitte, hört mir auf mit dem Unsinn, muss ich mich an alles erinnern? Wie konnte sie so kalt sein, die Zeit, mitten im August. Wie konnte ich so kalt sein. Ich bin still, wozu auch laut existieren. Palpitation. Palpitation, die bewusste Wahrnehmung des eigenen Herzschlages. Wir waren im Takt, wahrscheinlich waren wir zu langsam. Ich wollte nicht mehr weitergehen, aber auch nicht hier verweilen. Das hohe Gras dort drüben, es wird nicht mehr gemäht. Keine Väter kommen und schneiden alles panisch ab, keine Mütter kommen und haben Rasenprospekte in den Händen um über Grüntöne zu reden, und keine Nachbarn wissen alles besser. Das hohe Gras, das ist nun mein; und ich ging und ich ging schneller und ich lief und ich rannte. Nie wieder möchte ichjemanden küssen, denn einsam bin ich wie einsam noch nie war, nur hin und wieder würde ich gerne mit jemandem um die Wette laufen. Gut, dass ich nicht eingeladen war bei dem Fest, dann hätte ich den Rest aufräumen müssen. Ich rannte wie ich schon lange nicht mehr rannte, rannte durch das Gras, immer weiter Richtung Süden, aber nie in den Norden. Wie wunderbar war hohes Gras, wie es schnalzte

gegen meinen Körper, wie es mir leicht in die Haut schnitt, wenn wir uns unglücklich berührten. Ich rannte und konnte nicht mehr aufhören, es war an der Zeit zu rennen, nicht zu zerbrechen. Zeitabschnitt Wunde im Bein von schnalzendem Gras. Würde ich auf die Erde zurückfallen, würde ich nur versuchen etwas zu richten, was nicht war. Ich würde nie mehr zurückkehren, bis ans Ende der Welt würde ich rennen. Wäre ich dort angekommen, würde ich weiter rennen, weiter laufen, bis ins Universum, bis es mich verschlucken würde. Das Ende der Welt wäre kein Hindernis, denn ich rannte mit mir selbst um die Wette.
Das Ende der Welt war noch nie ein Hindernis. Wie wir früher auch rannten, um die Wette; zehn Jahre alt sein. Wie sehr wünschte ich mir noch mal zehn zu sein, niemals wieder älter, niemals wieder jünger. Mit zehn war die Welt unendlich und wir konnten frech sein, und wir gruben Fallen und wir putzten die Klingeln der dicken Nachbarin, und wir machten Wasserbomben und irgendwann hatte irgendjemand einen Lederball. Einen braunen Lederball und wir balzten und tobten und wir rannten die Straßen rauf und die Straßen runter und irgendwann hatte ich den Ball und schoss so fest ich konnte, so weit er konnte, sollte er fliegen. Und ich schlug ein Fenster ein. Es war niemand zuhause und es war der Ball von irgendjemanden und irgendjemand war der wichtiges Mensch für mich. Denn wir waren zehn und ich hatte ein Fenster eingeschlagen. Und wir waren zehn und die Welt unendlich groß und die Erwachsenen waren Monster. Nur weinen durfte man nicht, denn dann würden sie kommen und uns fressen, mit Haut und Haaren, das war uns bewusst, das wussten wir, auch wenn wir erst zehn waren. Der Ball war in dem Haus, die Scheibe war zerbrochen, es war niemand zuhause, man konnte hinein wenn man wollte. Und wir waren mutig und wir waren frech, also kletterten wir hinein. Ein fremdes Zimmer, ein fremdes Leben. Wir kletterten hinein, ich kletterte hinein, während irgendjemand draußen blieb, neben der Rosenhecke und Schmiere stand, wenn die dicke Nachbarin uns nur nicht sah, die war das schlimmste Monster von allen, wie viele Kinder die wohl schon gefressen hatte. Ein fremdes Zimmer, fremde Bilder an den Wänden, Fotografien von dem Mädchen das hier wohnte, wir mochten sie nicht, sie war still und klug, wir mochten sie nicht, sie hatte eine Schaukel im Garten und lange Zöpfe, wir mochten sie sogar sehr. Lederbälle lagen meistens unter Tischen

oder auf freien Flächen, er lag neben einem Schrank,irgendjemand draußen an der Hecke pfiff und ich griff den Ball und rannte raus, wir rannten und sahen nie zurück. Wir hatten den Ball und keine Scherben und wir rannten die Straße rauf und nicht mehr runter, und die dicke Nachbarin hatte uns nicht gesehen und auch sonst niemand und wir rannte ein paar Straßen und hielten erst an, als uns wirklich niemand mehr sehen konnte. Uns sehen wollte. Und legten uns ins Gras. In diesem Moment waren wir Freunde fürs Leben, für immer. Nichts konnte uns trennen. Nichts könnte uns trennen. Wir waren zehn, und vielleicht würden wir noch hundert Jahre leben. Nie wieder möchte ich älter werden als zehn, nie wieder möchte ich älter sein. Zehn, und die Sommer waren endlos lang und die Winter hörten niemals auf, und die Welt war so groß und unerreichbar und der Himmel weiter weg als alles andere. Und niemals würde ich fortgehen von hier. Wir waren Entdecker, die entdeckten. Und in diesem Moment wussten wir, bald würden wir nicht mehr zehn sein, nur ein wenig älter und ganz plötzlich ganz alt. Dann wären wir in der Zukunft, wenn uns niemand gefressen hatte. Doch gerade lagen wir im Gras und schauten in den Himmel, da waren keine Wolken und keine Flugzeuge, keine Hubschrauber und keine Leuchtreklamen.
Jetzt falle ich in eine Wiese, liege im unendlich hohen Gras und da waren keine Wolken und keine Flugzeuge, keine Hubschrauber und keine Leuchtreklamen. Ich konnte nicht mehr. Palpitation. Und die Väter und Mütter waren weit weg und die Gäste der Feste auch, und die Gräser würden wachsen. Zeitabschnitt wachsendes Gras.

Auch wenn niemand hinsieht.

I. Das Gelübde

Die Journalistin notiert Alternativen, darunter die beiden Stichworte „Privatier“ und „Sonstiges“ und setzt dahinter ein Fragezeichen.

Das Gelübde, auf Alkohol zu verzichten, hatte er trotz größerer Versuchungen selbst tagsüber nicht gebrochen. Zwar gab es einen Moment, er nahm gerade einige Bücher aus dem Regal, wo in einem der unteren Fächer acht Flaschen Wein lagerten, als er alles hinterfragte, bis er schließlich laut „Nein!“ sagte. Er legte die Bücher in die Kiste zu den Anderen und wischte den Staub von den Flaschen. Die einzig teure Rotweinflasche, die ihm ein ehemaliger Kollege zu Weihnachten geschenkt hatte, zierte die Empfehlung, den Wein innerhalb von fünf Jahren zu trinken, die Frist war noch längst nicht überschritten. Am Abend fragte er sich, weshalb er „Nein“ gesagt hatte, aber er gelangte zu keinem Ergebnis. Er löschte das Licht in der gesamten Wohnung, schaltete den Computer an und gab den Namen einer Homepage ein, die er in den letzten Tagen liebgewonnen hatte. Ein neues Video war eingestellt worden, er lächelte. Langsam schob er seine Hand in die Hose. Als er hart genug war, öffnete er hastig Knopf und Reißverschluss, striff sich ein Kondom über und kam kurz darauf mit einem verhaltenen Stöhnen, noch ehe der Videoclip in der Länge von 24:51 Minuten vorüber war. Der Künstlername der Hauptdarstellerin lautete Shirley Ava Tori Chambers, in Fankreisen wurde sie Sex and the City genannt. SATC, eine dickbusige, blondierte, weiße Amerikanerin machte alles, was von der Branche verlangt wurde und es hatte bis heute keinen Clip gegeben, der ihm nicht irgendwie gefallen hätte. Er verknotete das Kondom und warf es in einen Müllsack, den er in der Diele lagerte, morgen würde er ihn vor die Tür stellen. Dann vergewisserte er sich, dass alle Wecker ausgestellt waren. Später im Bett, lag er unruhig, atmete flach. Er dachte an Shirley und das neu eingestellte Video; wackelig abgedreht in einem Trailerpark, voller Müll, Säufer und einigen streunenden Hunden, die manchmal an den Rand des Bildes gelaufen waren, außerdem zu Beginn

des Videos Kindergeschrei. *In medias res,* ohne Vorspann begann direkt die Handlung, nach weniger als zwei Minuten war ein Mann namens Ben mit High&Tight-Frisur befriedigt, er lehnte an einem der Wohnwagen, nichts am Leib außer abgewetzten Boots, Shirley kniete. Als sie aufstand, kam eine dunkelhaarige Frau um die Ecke, die überrascht „oh“ machte, „fuck“ sagte und Shirley an Säufern, Müll und streunenden Hunden vorbei hinter sich her zog und in einen anderen Trailer hineinstieß. Sie schimpfte Shirley eine „*cheating bitch“*, bezeichnete Ben, als „cock without any brain“ und Shirley wich den halbherzigen Schlägen der Dunkelhaarigen solange aus, bis deren Wut darin resultierte, dass Shirley erneut kniete, nur diesmal eben mit dem Kopf zwischen den Beinen einer Frau. Die Dunkelhaarige revanchierte sich bei Shirley. Das war der Moment, indem er gegen die Hülle des Kondoms spritze; aber er beschloss dennoch, den Film bis zum Ende zu sehen. Die beiden Frauen umarmten sich. Shirley sagte, dass kein Mann zwischen sie und ihrer besten *freundin forever* passen dürfe. Ben tauchte auf, als er die Tür öffnete, war erneut Kindergeschrei zu hören. Er trug jetzt außer den Boots noch Jeans und ein kariertes Hemd. In der Hand hielt er zwei aufgeblasene neonfarbene Dinosaurierfiguren, die er den Frauen reuig lächelnd entgegenstreckte. Shirley und die Dunkelhaarige nahmen ihm die Dinos ab. Sie gurrten einen halbherzig verfassten Dialog über wahre Freundschaft, Vergebung und Nächstenliebe, während sie ihm bereits das Hemd aufknöpften und mit einem Dreier im Wohnwagen, dessen Küchenzeile mit etlichen leeren Bierdosen und dreckigem Geschirr voll gestellt war, endete das Video. Er starrte eine Zeitlang auf den dunklen Bildschirm und ignorierte die Replay-Möglichkeit. Am nächsten Tag wusste er nicht, ob oder wovon er geträumt hatte, aber er nahm sich vor, in Zukunft auf solche Filme zu verzichten und sein Abonnement zu kündigen. Ein Gelübde aber wollte er diesmal nicht leisten, schließlich gab es auch andere außer Shirley. Gegen zehn Uhr morgens stellte er einen Müllsack sowie eine Bücherkiste direkt vor die Tür seiner Wohnung und schob einen Umschlag mit Geld unter den Karton mit den Büchern.

II. Die Zeit des Lesens

Die Journalistin notiert, nach Freunden fragen, nach dem Beruf und der Vergangenheit und setzt dahinter ein Ausrufezeichen.

Der letzte Stand der Dinge: dass J. immer noch frisch verliebt war, dass dessen Schwester ein weiteres Kind geboren hatte; rot gescheuert auf weißem Laken und darüber das abgekämpfte Gesicht der Mutter, alles in Nahaufnahme, dreiundvierzig Leute mochten dieses Foto. H. hingegen dachte darüber nach, seinen Urlaub am italienischen Mittelmeer anstatt wie ursprünglich in Südostasien zu verbringen, unter diesem Gedanken auf seiner Facebook-Seite begann eine lange Diskussion über die Gefahren und Wahrscheinlichkeiten eines Terroranschlags, immerhin rückte zehn Jahre 9/11 näher und die Sicherheit wäre in Europa doch noch höher als anderswo, oder nicht? Neun ungelesene Nachrichten beantwortete er nicht. Stattdessen verfasste er eine Nachricht an alle, in der er eine längere Reise in eine extrem abgelegene Gegend vortäuschte und stellte für seine Emailaccounts Abwesenheitsnotizen ein. Er schaltete das Handy aus und bemühte sich fortan, Passwörter und PIN zu vergessen. Er surfte stundenlang im Internet und folgte dem Weltgeschehen, ohne eine Fuß vor die Tür seiner Wohnung zu setzen. Die Regierungskoalition, die er nicht gewollt hatte, war längst am Ende und tastete sich mit leeren Versprechungen an die unvermeidlichen Wahlen heran. Europa und die USA schlitterten von einer finanziellen Krise in die nächste und als kleine Randmeldung: Borders, die zweitgrößte Buchhandlung in den USA war insolvent. In China immer noch Aufschwung; eine Nation als Gläubiger zahlloser Kredite und er erinnerte sich an den alten Flughafen in Beijing und die siebzehn Stunden, die er in diesem Land verbracht hatte. Der junge Rezeptionist seines Hotels, der unablässig Englisch sprach und sichtlich stolz auf sein Können war, riet ihm, die Seitenstraßen des Viertels zu meiden; nach dem Abend war er schnurstracks von der Hauptstraße weg in die erste, kleine Gasse getreten. Schwarze, dreiviertellange Stoffhosen, Plastiksandalen, braune Krusten unter

den Zehennägeln, unvermittelt stand das Kind vor ihm. Es versperrte ihm den Weg. Den blanken Bauch mit Öl und Dreck verschmiert, sagte es „Mister, Mister“, hielt die Hand auf und lächelte. Er gab ihm einige Scheine, als es nicht beiseite trat, ging er ins Hotel zurück und las, während alle paar Minuten ein Flugzeug über dem Haus in den Himmel stieg. Später trank er, bis er besoffen genug war, um die Existenz der Ausflugsschneise einfach zu ignorieren. Warum er das Kind nie vergessen hatte: der stoppelig rasierte Kopf, lediglich am Stirnansatz war ein dichtes, schwarzes Haarbüschel stehen geblieben. Eine Frisur, wie er sie danach nie wieder gesehen hatte.

Auch heute füllte er einen Karton mit Büchern aus seinen Regalen, es fiel ihm von Tag zu Tag leichter, Bücher aus den Regalen zu greifen. Er wählte ausnahmslos Titel aus, von denen er dachte, er würde sie ohnehin kein zweites Mal lesen, oder gar ein erstes Mal. Manche noch in ihrer Plastikhülle, ein deutliches Zeichen, dass er sie genau einmal in die Hand genommen hatte, nur um sie ins Regal zu stellen. Andere waren Geschenke gewesen, die seinen Geschmack nicht getroffen hatten. Selten genug, dass es sich um ein Buch handelte, von dem er vergessen hatte, dass er es besaß, nie aber eines, das ihm am Herzen lag. Er wusste, er würde lange Zeit keine Bücher mehr kaufen. Die Realität schien ihm Recht zu geben. Die Versuche, die er seit der Schließung seiner liebsten Buchhandlung unternommen hatte, um eine neue zu finden, waren alle gescheitert. Und tief in sich spürte er, dass er nichts finden wollte. Um sicherzustellen, dass er nicht vom Weg abkam, besuchte er ausschließlich Großbuchhandlungen, von kleineren Buchläden, die ihn vielleicht in seinem Entschluss hätten schwanken lassen, hielt er sich fern. Mühsam war der Weg in unbekannte Geschosse. Mühsam war das Ausspähen von lohnenswerten Titeln auf ihm unbekannten Büchertischen. Dass er dabei gegen den elementaren Grundsatz des Lesens verstieß, nämlich Neues, Unbekanntes zu entdecken, war ihm bewusst. Das größte Hindernis aber: Zu mühsam war der neu aufzubauende Kontakt mit Angestellten, von denen in seinen Augen zu viele schlecht ausgebildet oder kurzzeitige Aushilfen ohne wirkliche Substanz waren. Substanz, von der er fand, dass sie für das Geschäft mit Büchern unverzichtbar war. Und sein Test war denkbar einfach. Er fragte am Infotisch nach einer

gewissen Autorin und sah zu, wie der Nachname eingetippt wurde. Oft genug wusste man nicht, welche Autorin er suchte, oder wie der Name geschrieben wurde. Immer sah er sich mit eifrigen Versuchen konfrontiert, ihn auf Neuerscheinungen aufmerksam zu machen, oder ihn vor die Bestsellerwand zu verpflanzen, damit er sich dann selbst bediene. Ein Buch der Autorin fand sich dort natürlich nicht und selten genug in einem der Regale. Auch ihr Mann, Schriftsteller und Philosoph, war in die Wandregale verbannt, zu den toten Plätzen. In seinen wilderen Jahren hatten die Ausführungen des Philosophen dazu geführt, dass er sich konsequent in schwarz kleidete. Er rauchte Kette. Er las in jeder freien Minute und versuchte ansonsten, möglichst viele Frauen fürs Leben kennenzulernen, was ihm aber erst während der Lektüre der Autorin mehrmals glückte; dennoch lag seine letzte Beziehung mittlerweile etwa drei Jahre zurück, nur unglücklich war er deswegen nicht mehr. Nach drei Wochen, die er mit Besuchen in sämtlichen Großbuchhandlungen der Stadt verbracht hatte, befand er, dass die Zeit des Lesens nun endgültig für ihn vorüber war und besuchte seinen Hausmeister, um mit diesem eine Vereinbarung zu treffen.

Er legte ein weiteres Buch in den Karton, bald wäre er voll genug, um ihn vor die Tür zu stellen. Je weniger Bücher er nun besaß, desto besser. War die verlorene Buchhandlung doch der Ort seiner Kindheit, der Ort seiner Jugend, der Ort seiner meisten Lebenszeit gewesen. Der Ort an dem er einundzwanzig Jahre lang gearbeitet hatte. Der Ort, wo man morgens, noch in der Tür stehend, bereits mit seinen beiden Kollegen ein, zwei Bücher diskutierte, die einer in den letzten Tagen gelesen hatte. Dass immer weniger Kunden gekommen waren, störte lange Zeit niemand, am wenigsten den Besitzer. Der Besitzer starb. Die Erben verkauften in Eile an einen Großhändler. Das alte Ladenschild wurde durch ein neues ersetzt. Das Sortiment wurde umgehend verändert, ein Filialleiter wurde eingestellt. Kurz vor Weihnachten wurden die beiden anderen Mitarbeiter entlassen; der eine hatte ihm am Morgen noch eine Flasche teuren Rotweins geschenkt. Danach kamen Aushilfen, von denen die wenigsten länger als zwei Monate blieben. Jeden Morgen wurden Maßnahmen zur Umsatzsteigerung

befohlen. Als der Filialleiter den *Mitarbeiter des Monats* einführte und sein eigenes Bild neben der Eingangstür aufhängte, kündigte er. Kurze Zeit darauf erzählte ihm J., sein ehemaliger Kollege, dass die Buchhandlung wegen zu schlechter Umsatzzahlen geschlossen wurde. Er selbst, J. hätte eine neue Frau in seinem Leben gefunden und die Umstellung vom Buchhandel auf einen Feinkostladen wäre nicht so schlimm, wie er anfangs noch gedacht hätte. Verkauft würde auch hier und Wein gäbe es im Überfluss, auch für die Angestellten.

Heute war es schnell mit dem Karton gegangen, aber immer noch besaß er eine Unmenge an Büchern. Was mit den Bücherkisten passierte, nachdem er sie vor die Tür stellte, wusste er nicht. Er nahm an, dass der Hausmeister sie in den Hinterhof zum Altpapiercontainer schleppte und sich vielleicht einige Bücher herausnahm, aber im Grunde kümmerte ihn das nicht mehr.

III. Die Realität

Die Journalistin notiert, „Warum“ und setzt dahinter ein Fragezeichen. Dann streicht sie „Warum“ und das Fragezeichen durch und notiert „Umfeldrecherche“, dahinter setzt sie ein Ausrufezeichen.

Sechsundzwanzig Tage und Nächte lang hat er seine Wohnung nicht verlassen. War er hungrig, sorgte irgendein Lieferservice dafür, dass er satt wurde. In den letzten sechsundzwanzig Tagen hatte er die meisten Varianten, von Lasagne mit Analog-Käse bis hin zu äthiopisch-vegetarischer Kost, ausprobiert. Alles andere, was er sonst noch benötigte, bestellte er ebenfalls im Netz. Wenn er nicht im Internet surfte, eine Bücherkiste zusammenstellte, oder, bis zu Shirleys unseligem Trailerparkvideo wenigstens vor dem Computer gewichst hatte, dann entmüllte er im Schwebezustand die Wohnung, die er von seinen Eltern geerbt hatte, er ließ sich Zeit. Acht Zimmer, in den letzten drei Jahren von ihm allein belebt. In den Müllsäcken fand sich: Aluminium- oder Styroporbehälter

vom Lieferservice, oft hafteten noch Essensreste darin. In Klopapier eingewickelte benutzte Kondome, da er es hasste, sein Sperma mit dem Taschentuch aufzufangen. Souvenirs verschiedenster Reisen, Kleinkram, der sich über die Jahre angesammelt hat. In viele andere Müllsäcke packte er in kleine Fetzen zerrissene Unterlagen mit längst vergangenem Inhalt. Ebenso wie die Müllsäcke stellte er die Pfandflaschen vom Lieferservice aufgereiht in den Hausflur. Der Hausmeister holte alles ab, nie läutete er, um sich zu beschweren. Zu lange kannte man sich schon als Nachbarn. Er hatte ihm gesagt, dass er renovieren würde, vor allem keine Störung oder Fragen, es wäre wie ein langer Urlaub. Und der Hausmeister, der die Eltern insgeheim lieber als den verschrobenen Sohn gemocht hatte, stellte keine Fragen und nahm stattdessen das Geld aus den Umschlägen unter den Bücherkisten; bereits kalkulierend, wie lange dieser unverhoffte Nebenverdienst noch anhalten würde. Dafür brachte er nicht nur Pfandflaschen weg und behielt stillschweigend deren Erträge. Er warf außerdem die Müllsäcke in die Tonne und suchte in den Kartons mit den Büchern nach Schätzen, von denen er glaubte, sie könnten es sein. Er nahm Lieferungen an und stellte sie vor der Wohnungstür ab. Das einzige Problem, das nach Meinung des Hausmeisters dank dieser sonderlichen Vereinbarung heranwächst, sind die Unmengen von Büchern, die nach und nach im Keller des Hauses lagern. Am Abend des sechsundzwanzigsten Tages hat er eine Idee und schläft glücklich mit diesem Gedanken ein.

IV. Draußen

Die Journalistin notiert, Kontaktaufnahme schwierig und setzt dahinter drei Punkte. Sie schließt ihr Notizbuch, um die Redaktion zu verlassen.

Der Hausmeister stellt drei Tische nahe der Universität auf, er hat sich eine Genehmigung besorgt und schleppt die erste Bücherkiste vom Wagen herbei. Er legt die Bücher ohne tieferes System aus, achtet nur darauf, dass

alle Titel in dieselbe Richtung zeigen. Dann setzt er sich auf einen Klappstuhl und wartet. Erst vorgestern hat er Gregor, dem Hausmeister von Gegenüber bei einem Bier von dem Sonderling im dritten Stock erzählt. Eine junge Frau, die am Nebentisch saß, drehte sich daraufhin zu ihm um, sagte, sie sei Journalistin, sie wolle gern mehr über diesen Sonderling erfahren. Sie notierte sich seine Telefonnummer und sagte, sie würde sich melden. Der Hausmeister sieht auf die Uhr an seinem Handgelenk. Es ist eine neue Uhr, bezahlt mit dem Geld aus den Umschlägen. Bald wird die junge Frau kommen, um die Geschichte zu hören, die er zu erzählen hat. Er vergewissert sich, dass er den Zweitschlüssel für die Wohnung bei sich trägt. Er denkt an das Honorar, das die Journalistin ihm am Telefon versprochen hat und daran, dass sein Name vielleicht in der Zeitung stehen wird. Er lächelt, weil jemand stehen bleibt und ein Buch vom Tisch nimmt. „Zwei Euro“, sagt er und verkauft sein erstes an diesem Tag.

DU WIRST GELESEN!

Texteinsendungen an: info[youknowit]parsimonie.de

Hinweise zu Texteinsendungen auf: www.parsimonie.de

Redaktion:

Fabian Bross, Elias Kreuzmair, Markus Michalek, Philip Pfaller

Gestaltung/Titelbild:

Fabian Bross

Anschriften:

Fabian Bross
Schwarzenbergstr. 87
89081 Ulm

Elias Kreuzmair
Bergmannstr. 4
80339 München

Hinweise zu Texteinsendungen findet ihr auf:
www.parsimonie.de
info[youknowit]parsimonie.de
Für den Inhalt der Texte (bzw. Fotos) sind die jeweiligen Autoren verantwortlich.